

(Nachdruck verboten.)

## Der Schiffsjunge.

Eine Seegeschichte von Peter Egge.

(Schluß.)

„Nein, das glaub' ich nicht. Er hat wohl eine Menge mit seiner Frau zu schaffen. Die sollte heute Nachmittag nach Dieppe reisen.“

„So . . . o? Ja, die versteht sich zu amüsiren!“

Wenn erhob sich langsam und ging hinaus. Die eine Hand hatte er unwillkürlich gegen die Brust gepreßt. Nein, es konnte nicht sein, daß sie abgereist war, um ihn zu verlassen . . . Es konnte nicht alles vorbei sein . . . Sie verband eine gute Absicht damit, daß sie für einige Tage fortreiste . . . vielleicht hatte sie einen Plan . . . Ja, er wollte auf alles eingehen, was sie auch vorschlug, es mochte sein, was es wollte, wenn sie nur nicht für immer von einander getrennt sein sollten, wenn es nur nicht ganz vorbei war . . . Er wollte gern Seemann bleiben.

Er setzte sich auf die Spiere und athmete auf.

Sie kam wohl wieder . . . vielleicht in einigen Tagen . . . vielleicht schon morgen. Sie hatte nicht mit ihm gesprochen, bevor sie abreiste, weil sie keine Gelegenheit dazu gefunden hatte. Vielleicht bekam er einen Brief von ihr . . . vielleicht schon heute Abend. Vergebens suchte er sich zu beruhigen. Die Angst lag schwer und drückend auf seiner Brust. Er verrichtete seine Arbeit rein mechanisch, und seine Augen schienen an allem vorbeizusehen, was er vornahm, und an allen, mit denen er sprach. Er arbeitete den ganzen Nachmittag auf Deck, aber der Lärm vom Hafen tönte zu ihm herüber, wie ein Getöse aus einer fernen Welt.

Die Leute saßen und aßen Abendbrot, als der zweite Steuermann kam und die Briefe vertheilte. Wenn erhielt sechs und bemerkte sogleich einen mit französischer Briefmarke darauf. Er steckte die übrigen fünf schnell ein, lief aufs Deck hinaus zur Kambüse hin und guckte durch's Fenster hinein. Niemand war darin. Der Steward mußte achterwärts gegangen sein zum Essen.

Da schlich er sich schnell hinein, riß den Brief auf und las ihn unter dem Licht der Hängelampe. Seine Hände zitterten, der Athem saß ihm wie ein Knoten im Halse, und sein Herz pochte stark und schnell. Noch bevor er die ersten Zeilen zu Ende gelesen hatte, mußte er sich niedersetzen, um weiterlesen zu können.

„Lieber Venn!“

Wenn Du diesen Brief bekommst, bin ich nicht mehr in Havre.

Ich glaube, lieber Venn, es bleibt uns nichts weiter übrig, als von einander zu scheiden. Du bist der einzige Mensch, den ich heiß und innig geliebt habe, und darum kannst Du wohl begreifen, wie schwer ein solcher Beschluß mir geworden ist. Aber ich kann nichts anderes thun. Auf der ganzen Rückreise habe ich darüber nachgedrückt, wie unsere Zukunft sich gestalten soll. Unser Leben ist jetzt verzweiflungsvoll, aber einen der Pläne durchzuführen, die Du wohl sicher im Stillen ausgedacht hast, würde noch verzweiflungsvoller sein. Wie unglücklich sind wir nicht auf der Rückreise gewesen, und eine abermalige Reise würde wohl gerade ebenso ausfallen . . . Ach Gott, Venn, Du findest vielleicht, das klingt kalt und hart. Aber wir sind gezwungen, der Wahrheit ins Auge zu sehen. Deine Zukunft würde zerstört werden, wenn Du länger Seemann bliebest. Da blüht kein Glück für Dich. Ich bin die Ältere von uns beiden und habe die meiste Erfahrung und Verantwortung. Darum habe ich für uns beide die Wahl zu treffen. Du findest vielleicht, es ist jetzt und hartherzig von mir, unser Verhältnis zu brechen, ohne nur vorher mit Dir gesprochen zu haben; aber ich will uns beiden nur das Beinliche und Aufregende eines Zusammenstehens ersparen, das nur stattfindet, um Abschied zu nehmen.

„Reise nach Hause, Venn, und vergiß mich! Jetzt hastest Du mich vielleicht; aber dereinst wirst Du anerkennen, daß ich recht gehandelt habe, unser Verhältnis zu brechen. Du wirst es anerkennen, wenn nicht früher, so doch dann, wenn Du ein erfahrener Mann und mit einer braven Frau glücklich geworden bist.“

„Lieber Venn, nichts würde mich mehr in dem langen

Leben, dem ich entgegengehe, freuen, als zu erfahren, daß aus Dir etwas Tüchtiges geworden bist . . . daß Du in der Welt vorwärts gekommen bist.“

Ich weiß nicht, ob es mir geglückt ist, alles zu sagen, was mir am Herzen liegt. Ich bin so elend und verwirrt, daß es mir nicht möglich ist, zu schreiben, was ich am liebsten sagen möchte. Gebe Gott, Du möchtest glücklicher werden, als ich. Lebe wohl! mein inniggeliebter Venn! M.“

Er blieb sitzen und starrte den Brief eine Weile an, ohne weinen zu können. Dann kam ein schwaches Stöhnen hervor, und er zerdrückte den Brief zwischen den Fingern.

Die Thür öffnete sich, und der Steward kam in Morgenschuhen über die hohe Schwelle mit einem Tablett und einigen Tassen in den Händen.

„Bist Du es, Venn?“ Er richtete seine blinzelnden Augen auf den Jungen, der auf der Bank in der Ecke zusammengelauert saß. „Was Teufel, fehlt Dir denn, Freundschen? Se?“

Venn schluchzte.

„Steht etwas Unangenehmes in dem Brief?“

Als Venn den Brief erwähnen hörte, fuhr er auf und zerriß ihn in lauter kleine Stücke und Fetzen.

„Jesses, mähige Dich, mein Junge! Mähige Dich! Ist Deine Mutter vielleicht krank geworden?“

Keine Antwort.

„Ist Deine Mutter vielleicht krank geworden?“

„Ja,“ erwiderte Venn. „Ach Gott, wäre ich nur weit fort!“ Er schluchzte und rang die Hände.

„Na, na, nimm es nur mit Ruhe auf! So lange sie noch am Leben ist, ist auch Hoffnung vorhanden, weißt Du.“ Und gleich darauf: „Du willst nach Hause, nicht wahr?“

„Ja, ja, jetzt gleich!“

„Nur immer Ruhe, mein Junge. Wir haben einen guten Schiffer; er wird Dich schon abmustern. Ja, das thut er sicher.“ Und der Steward seufzte tief und schlarrte zur Thür hinaus, die er hinter sich zumachte.

O, wie schändlich sie sich gegen ihn benommen hatte! . . . Wie hartherzig und gemein sie war! Sie hatte ihn niemals geliebt. . . . Sie hatte nur gelogen und geheuchelt und sich nur mit ihm amüsirt — und nun schleuderte sie ihn fort, weil er ihr im Wege war.

Er ballte die Hände und fing an, in dem kleinen Raum schnell umherzulaufen, als wenn er sie verfolgen wollte. Er stampfte auf den Boden, als hätte er ihr damit wehthun können. Sie selbst und all die Stunden, die er mit ihr verbracht hatte, erschienen ihm in seiner Erbitterung im häßlichsten Lichte. Aber als die schlimmste Wuth vorbei war, setzte er sich wieder, und sein Weinen wurde so weh und schmerzlich, als hätte er das Beste verloren, was er auf der Welt besaß. . . .

Der Steward kam wieder herein.

„Na, ja, Venn, nun hab' ich mit dem Schiffer gesprochen und ihm erzählt, wie es mit Dir steht. Du kannst morgen Vormittag abgemustert werden. Ja, wir haben einen guten Schiffer. Er spricht nicht viel. Das kann man nicht anders sagen. Aber er ist gut. Geh nun in Deine Koje. Du sollst sehen, Deine Kutter ist ganz gesund, wenn Du nach Hause kommst.“ — — —

Um fünf Uhr am Tage darauf wurde seine komische Schiffstiste über die Reeling geholt und ins Boot hinabgelassen. Alle Kameraden halfen dabei. Mancher fastige Biß wurde gemacht. Aber keiner war verlegend für Venn. Es zeigte sich, daß alle an Bord seine Freunde geworden waren. Divind hatte ihm seine Mundharmonika geschenkt. Venn sollte sie annehmen, sonst wäre er ihm böse. Und von Jens Christian hatte er eine feine Thaumatte bekommen.

Alle standen auf der Spiere und blickten über die Reeling dem Boote nach, als Divind Venn und seinen Koffer zu „König Ring“ hinüberruderte.

„Das war wirklich der stolteste Schiffsjunge, mit dem ich noch zusammen gefahren bin,“ meinte Jotum und lachte.

„Es war nicht recht aus ihm klug zu werden; aber ein netter Kerl war er doch,“ sagte Jens Christian.

Am demselben Abend war Venn auf dem Wege nach Christiania, um von dort mit der Eisenbahn nach Hause zu fahren. —

## Vasco de Gama.

Am 25. März, nach anderen am 8. oder 9. Juli des Jahres 1497 lief aus dem Hafen von Lissabon eine von dem erfahrenen Bartolomeo Diaz ausgerüstete Flottille aus, bestehend aus den drei Schiffen „Sanct Rafael“ (Kapitän: Vasco de Gama), „Sanct Gabriel“ (Kapitän: Paolo de Gama, der Bruder Vasco's) und „Sanct Michael“ (Kapitän: Nicolao Coelho). Der Raumgehalt der Schiffe betrug je 100 bis 120 Tons.

Am 20. Mai 1498 lief das Geschwader im Hafen von Kalikut ein — der Seeweg nach Ostindien war festgelegt und entdeckt, wir dürfen dieses Jahr die vierhundertjährige Erinnerungsfeier an dieses Ereignis begehen.

Gemeinlich hören wir auf den Vätern der Klippfelsen die großen Entdecker und — Eroberer preisen als Leute, denen die idealsten Motive Muth und Ausdauer einflößten, den größten Gefahren kühn zu trotzen. Unbezügbarer Wiffensdrang, glühende Begeisterung, den fremden, „widern“ Völkern europäische Kultur, und die Segnungen des alleinseigmachenden Christenthums zu bringen, sollen ihre Seelen erfüllt und sie zu den kühnsten Thaten entflammt haben. Weit weniger noch aber wie bei den noch stärker religiös gefärbten Kreuzzügen des frühen Mittelalters ist dieser Firmig echt bei den handels- und kriegspolitischen Weltfahrten des Zeitalters der großen Entdeckungen.

Reichthum, Ruhm und Macht zu erlangen dadurch, daß man die bisherigen Träger des Handels mit Ostindien ablöste und sich die Vortheile desselben sicherte, hat auch den portugiesischen Fürstinnen Heinrich dem Seefahrer, Johann II. und seinem entdeckungslustigen Nachfolger Manoel, dem Auftraggeber des Vasco de Gama, und Johann III. mindestens in gleichem Grade als Ziel ihrer Unternehmungen vorgezeichnet, wie die Ausbreitung des Christenthums und ähnliche ideale Absichten.

Schon das Klassische Alterthum malte sich Indien als ein Land der Wunder und vor allen Dingen als eine Schatzkammer voll unermeßlicher Reichthümer aus. Was ganz unglaublich schien, Eigenschaften, die man nur einem Schlaraffenlande, einer phantastischen Utopia vertraute: für Indien war das eben angemessen, das seit den Tagen Alexanders des Großen allzeit von einem Schimmer des Märchenhaften umglänzt war. Ganz unbestimmt im Umfang und Grenzen umfaßte der Begriff Indien alles Land von Madagaskar und Sansibar bis China; zu Karls des Großen Zeit theilte der gelehrte Alcuin die ganze Welt in Europa, Afrika und Indien.

Das Sinnen, Dichten und Trachten der großen, so hoch gefeierten Seefahrer und Entdecker, wie der Fürstinnen, von denen sie entsendet wurden, war ganz besonders auf den Gewinn von Gewürzen und Gold gerichtet. Selbst im Schiffsstagebuch des Kolumbus, das uns Las Casas theilweise erhalten hat, finden sich derartige Ausrufe der Goldsehnsucht unterm 15., 16., 19., 22. und 27. Oktober, ebenso unterm 4., 5., 6., 12. u. November 1492. So fühlte und dachte Kolumbus, derjenige unter den großen Entdeckern, bei dem noch am meisten ein religiös-mythischer Zug wahrzunehmen ist: auch sein Christenthum war eben äußerst „praktisch“, wie sich sehr deutlich in seinem Tagebuche zeigt.

Auch für die lebendige Waare fehlte ihm das Schätzungsvermögen keineswegs. Sklaven zu machen, zu verhandeln und auszubeuten nach Kräften, vertrat sich mit seinem christlichen Glauben ganz vortrefflich. Am 12. Oktober 1492 ward die Insel Guanahani entdeckt; freundlich und harmlos näherten sich die braunen Eingeborenen den Fremdlingen, welche sie mit Glasperlen, Nadeln und kleinen Schellen beschenkten. Und schon am 13. Oktober schrieb Kolumbus in sein Tagebuch: „Diese gutmüthigen Menschen müssen ganz brauchbare Sklaven abgeben.“ Mit Frachten von Sklaven suchte Kolumbus den Zorn der Königin zu befänftigen, welche ungeduldig Gold und Gewürze aus Amerika erwartete.

Der Vergleich der Leistung Vasco de Gama's mit derjenigen des Genuesen Kolumbus drängt sich unabweisbar auf. Nautisch betrachtet, leistete Kolumbus größeres: kühn ließ er das Land hinter sich und durchquerte das Weltmeer, im ersten Anlauf in eines halben Jahres Frist löste er seine Aufgabe, wenn auch nicht wörtlich, da er nach Amerika, nicht nach Indien gelangte. Vasco de Gama ist der Voller der hundertjährigen Arbeiten des portugiesischen Volkes.

Der Plan der Portugiesen bestand darin, den Rand von Afrika in altüblicher, durch die mittelalterliche Schifffahrtstechnik bedingter Weise der Küstenfahrt als Fahrbahn zu benutzen und so in den gelobten Osten zu gelangen; eine Seefahrt quer über das Weltmeer war ursprünglich nicht beabsichtigt. Ferner wußte man, daß längs der Küste Ostafrika's arabische Siedelungen waren, zwischen denen und den indischen Häfen lebhafter Handelsverkehr stattfand. Es galt also, um Südafrika herumzufahren, jene Städte zu erreichen und ihnen den Handel nach und von Indien aus den Händen zu winden.

Vasco de Gama rechnete mit mehr bekannnten Größen und auf Grundlagen, die von langer Hand vorbereitet waren. Er war portugiesischer Edelmann, Staatsangehöriger des Entdeckerlandes; Kolumbus dagegen Ausländer, Genueser, in spanischen Diensten. Ja, Kolumbus' Erfolg gab geradezu den letzten Anstoß, daß Vasco de Gama von seinem König entsandt wurde, nachdem Kolumbus diesem letzteren, in den Hafen von Lissabon verschlagen, Vortrag gehalten hatte über seine „westindischen“ Entdeckungen. Nun stand für Portugal zu be-

fürchten, dem kühnen Genuesen könne es gelingen, auf einer zweiten Fahrt doch zu den richtigen indischen Gewürz- und Goldländern zu gelangen.

Interessant ist bei dieser Eifersucht zwischen Spanien und Portugal, von welcher beiden Ländern jedes die Herrschaft und den Besitz von allen noch unentdeckten Ländern begehrte, wie beide Länder vom Papste in Rom die Ermächtigung zu solcher Besitzergreifung ver- und erlangten. Der Oberherr der christlichen Kirche verwehrt nicht, großmüthigen Herzens zu vergeben, was ihm nicht gehörte und was er nicht hatte. Portugal ließ sich so durch päpstliche Bullen 1443 und 1454 das alleinige Handelsrecht mit Guinea bestätigen. Alexander VI. sprach dagegen 1493 alle in der von Columbus eingeschlagenen Richtung noch zu entdeckenden Inseln und Länder Spanien zu.

Daraufhin schlossen Spanien und Portugal 1494 einen Vertrag, nach welchem eine von Pol zu Pol gehende Meridianlinie die „Interessensphären“ beider Länder festsetzte: der Osten sollte Portugal, der Westen Spanien gehören. —

Das moderne Flaggenhissen hat sein Vorbild in dem Segen steinerer Wappenpfeiler mit lateinischer und portugiesischer Inschrift, padraos genannt, welche die Entdecker an hervorragenden Küstenpunkten aufrichteten, um ihr und ihrer Landesherren Vorrrecht auf das umliegende Land zu dokumentiren. Der Erste, der solche steinerne Amegionsurkunden mit sich nahm, war der Portugiese Diogo Cam, der 1484 mit zwei Schiffen in See stach und den Deutschen Martin Behaim als Kosmograpphen mit sich führte. Den ersten Wappenpfeiler setzte Diogo Cam am Kongo auf der Südküste unter 6° 8' südlicher Breite, den zweiten am Kap Agostinho unter 13° 27', den dritten am Kap Negro unter 15° 40' südlicher Breite. Dieses Kap hielt auch Behaim für das südlichste des afrikanischen Festlandes.

Das wirkliche südlichste Kap zu entdecken gelang erst 1486 dem Bartolomeo Diaz; er nannte es Sturmkap, sein König, Johann II. von Portugal, taufte es um und nannte es Kap der guten Hoffnung. Den äußersten Wappenpfeiler errichtete Diaz auf der Insel Santa Cruz in der Algoabucht östlich vom Cap der guten Hoffnung.

Wie schon erwähnt, ging Diaz auch mit der Expedition Vasco de Gama's, ward aber dann bei dessen steigendem Ansehen in den Hintergrund gedrängt.

Am 20. November umsegelte Gama das Kap der guten Hoffnung; nach mehreren stürmischen Wochen, unter großem Mithmuth der Mannschaft und arboris secco (mit trockenem Waume, d. i. mit geresteten Segeln) ward Port Natal erreicht am Weihnachtstage 1497. Vierzehn Tage später liefen die Schiffe in der Delagoa-Bai ein. Fünfzig Meilen nördlich von Sofala, dem südlichsten Punkt arabischer Siedelungen an der Ostküste Afrikas, ließ Gama im Sambesifluß ein und gönnte seinen ermatteten und zum theil forbtürranen Leuten einen Monat Raft. Nach der Errichtung eines Wappensteins ging die Fahrt nach Mozambik, wo auf einer kleinen Küsteninsel ein zweiter Wappenstein errichtet wurde.

Von dem dortigen arabischen Scheich erbat sich Gama Lotsen, die ihn nach Indien führen sollten, mußte aber bei dem erwachten Mißtrauen der Araber, welche Konkurrenten in den Fremdlingen fürchteten, zu dem Kulturmittel der Feuerwaffen greifen. Ebenso galt es, an dem nächsten Haltepunkt in Nombas, einem Ueberfall beim Wasser-Einnehmen aus dem Wege zu gehen.

Freundlichere Aufnahme fanden die Portugiesen in Malindi, mit dessen Scheich Gama ein Freundschaftsbindniß schloß, den letzten Wappenpfeiler setzen durfte und einen zuverlässigen Lotsen erhielt.

Nähe Kananor erreichte man die Ostküste Indiens; am 20. Mai lief Vasco de Gama mit seinen Schiffen im Hafen von Kalikut, dem Hauptgewürzmarkt Vorderindiens, ein.

Seltamer Willkommgruß ward ihm im Hafen zu Kalikut geboten: zwei Mauren von Zumis, welche spanisch und italienisch sprachen, riefen den Portugiesen zu: „Scheert Euch wieder zum Teufel, der Euch hergebracht hat.“

Von ihrem Standpunkt hatten die Leute nicht so unrecht, denn mit dem Handelsmonopol der Araber war es nun bald vorbei, wie sie ganz richtig voraussahen. Nach Gama's Zeit liefen portugiesische Schiffe Brasilien an, statt gegen Wind und Meeresstürmen längs der afrikanischen Westküste nach Süden zu gehen, und ließen sich nun von günstigen Winden um Afrika herum direkt nach Indien führen, so daß die ostafrikanische Küste mit ihren arabischen Handelsplätzen ganz ausgeschaltet wurde.

Judem waren die Portugiesen als Christen die geborenen Feinde der maurischen, arabischen, egyptischen und jüdischen Inhaber des indischen Handels.

Der kaiserliche Oberherr der malabarischen Küste, Samudrin, wie die Portugiesen das Wort aussprachen: Samorin, d. h. Herr der See genannt, war sichtlich ebenfalls nicht erbaut von der Ankunft der Fremden. Gama's Klugheit und Selbstbeherrschung gewann ihn jedoch für Erlaubniß zum Handel.

Die bedröhten Händler aber setzten natürlich alle Hebel in Bewegung, den Samorin gegen die Portugiesen einzunehmen und Konflikte blieben nicht aus, bei deren Erledigung die ultimo ratio, der letzte Ueberzeugungsgrund der europäischen Kultur, die Kanonen das entscheidende Wort sprachen.

Gama segelte dann nach Kananor, nördlich von Kalikut, errichtete auf einer kleinen Insel einen Wappenpfeiler, und ging dann nach

\*) Andere Uebersetzung giebt dem dritten Schiff den Namen Verrio.

der Inselgruppe der Andjebiden. Am 5. Oktober, nach anderen am 10. Dezember, ward die Rückfahrt nach der ostafrikanischen Küste, nach Malindi, angetreten. Im September 1499 langte Gama wieder in Lissabon an.

Diese seine erste Ausfahrt hatten ohne Kapitän, Beamte und Verbrecher\*) 148 Leute mitgemacht, von denen nur 55 wieder heimkehrten. Auch seinen Bruder Paolo mußte Vasco de Gama auf der Agoreninsel Terceira sterben sehen.

Sein König ernannte ihn zum Admiral von Indien, verlieh ihm und seinen Geschwistern den erblichen Titel Dom und ein Jahrgehalt von 300 000 Realen.

Im Februar 1502 trat Vasco de Gama seine zweite Fahrt an. Sie ist bezeichnet durch entsetzliche Greuelthaten. Ein großes Pilgerschiff, welches zahlreiche Mohamedaner der malabarischen Küste von Mekka nach ihrer Heimath bringen sollte, griffen die Portugiesen auf, nahmen die werthvolle Ladung weg und Vasco de Gama beschloß, das Schiff mit allen Insassen, Männern und Weibern, Kindern und Greisen, zu verbrennen. Nach verzweifelter Gegenwehr geschah also, nur 20 Knaben wurden verschont, um einst in Portugal Mönche zu werden.

Vom Samudrin von Malabar verlangte nun Vasco de Gama die Ausweisung aller Mauren. Als jener sich weigerte und von den Portugiesen Verlassen des Hafens von Kallikut verlangte, nahm der allerchristlichste Portugiese ein beladenes Schiff weg und ließ eine Anzahl friedlicher Schiffe, die sich seiner Flotte genähert hatten, gefangen nehmen. Als der Samudrin nach einem Ultimatum den Portugiesen nicht zu Willen war, hing Gama die Gefangenen an den Masten seiner Schiffe auf, eröffnete mit überlegenem Geschütz die Beschießung der Stadt, ließ den erhängten Gefangenen Köpfe, Hände und Füße abhauen und schickte diese mit einem höhnischen Brief an den Samudrin.

Das „Geschäft“ bei dieser zweiten Fahrt war wieder glänzend: 35 000 Zentner Waaren im Werthe von 200 000 Dukaten; Offiziere und Mannschaften der Flottille hatten reichen Gewinn, der Admiral selbst 40 000 Dukaten; den Löwenantheil schickte der König, der Vasco de Gama durch Dekret vom 20. Februar 1504 ein weiteres Jahresgehalt von 400 000 Realen anwies.

Des Admirals Simmen und Trachten aber war auf höheres gerichtet: auf die Lehnherrschaft über ein Stück portugiesisches Land. Er erreichte sein Ziel; 1519 ward ihm die Herrschaft über die Stadt Bidigueira und Villa dos Frades zu theil.

1521 starb König Manoel und erst 1524 griff König Johann III. wieder auf Gama zurück, der als Vizkönig das portugiesische Regiment in Ostindien, das seitdem sich gewaltig ausgedehnt hatte, mit starker Hand leiten und besetzen sollte. Nur ein Vierteljahr waltete Gama seines Amtes; er starb am 24. Dezember 1524. Seine Gebeine wurden 1538 nach Portugal gebracht und in Bidigueira bestatet.

Portugal konnte das nun vierzig mal größere indische Kolonialreich mit seiner siebzehnten so großen Bevölkerung nicht behaupten, es verblutete sich selbst daran. Als der portugiesische Thron am Ende des 16. Jahrhunderts an Spanien fiel, und als 1588 die berühmte spanische Armada verloren ging, erbten Holländer und Engländer die indische Beute Portugals.

Ueberblickt man in großen Umrissen die Geschichte der großen Kolonialpolitik treibenden Staaten früherer Zeit, so muß man an den Fluch des Nibelungenhortgoldes denken; — im Zeitalter der reichsdeutschen Erdball-Politik neuesten Datums allerdings eine fatale Betrachtung. Aber ein kluger Franzose hat einmal gesagt: „Aus der Geschichte lernen wir, daß die Menschen aus der Geschichte — nichts lernen.“

Manfred Wittich.

## Kleines Feuilleton.

— Die Jagd nach einem Sitz im Parlament. Der Sitzungssaal des englischen Unterhauses ist so klein, daß, bei einigem Andrang, ein großer Theil der Abgeordneten genöthigt ist, stehen zu bleiben. Der „Commoner“, der durchaus sitzen will, muß lange vor Beginn der Sitzung erscheinen und sich einen Platz sichern, indem er ihn mit seiner Karte, seinem Hute oder seinen Handschuhen belegt. Als zu Beginn der vorigen Woche im Unterhause der Kaplan das übliche Gebet sprach, kam der Abg. Macdonald ins Parlament und suchte sich einen guten Platz aus, auf welchen er seine Handschuhe legte; dann ging er beruhigt in die Bibliothek. Als er wiederkam, waren die Handschuhe verschwunden und auf dem Plage sah Herr Gibson Bowles, der dem Kollegen in aller Wiederkeit erklärte, daß er keine Handschuhe gefunden habe. Macdonald stammelte einige Worte der Entschuldigung und zog sich verstümmt zurück. Als er am nächsten Morgen wiederkam, hatte Herr Gedde den bewußten Platz eingenommen und verließ ihn auch nicht, als Herr Gibson Bowles gegen diese Okkupation nachdrücklich Protest erhob. Macdonald frohlockte, aber nur „innerlich“. Nun begann ein wahres Jagden nach dem vielbegehrten Plage. Macdonald erschien am dritten Tage schon um 11 Uhr vormittags und klebte seine Visitenkarte auf den

\*) Vasco de Gama hatte mehrere zum Tode verurtheilte Verbrecher an Bord, denen in Aussicht gestellt war, Verzeihung zu erlangen, wenn sie sich auf der Fahrt an gefährlichen Stellen des Land sehen ließen, um das Vorgehen des Admirals gegen die Eingeborenen des Landes einzuleiten und vorzubereiten.

Rückstuh des Plages; dazu setzte er sich nieder und hielt bis zum Schluß der Sitzung aus, obwohl ihn Gibson Bowles und Gedde wie zwei raubgierige Hyänen umkreisten. Als er am vierten Tage zur selben Stunde erschien, mußte er zu seinem Kummer bemerken, daß Gibson Bowles früher aufgestanden war als er. Am fünften Tage sah man ihn daher schon um 9 Uhr in den Wandelgängen von Westminster; er nahm feierlich Besitz von dem Plage und verweilte den ganzen Tag im Saale. Am Witternacht — die Sitzung verlängerte sich bis stark in den Abend hinein — verließ er ihn für wenige Augenblicke, um ein kleines Souper einzunehmen. Als er wiederkam, war der Fauteuil besetzt: Gedde lag in seiner ganzen Länge und Breite darauf und lächelte ironisch. Am folgenden Morgen gegen 9 Uhr kreuzte Macdonald's Zweispänner auf dem Westminster-Square den Wagen Gibson Bowles'. Durch bedeutende Trinkgelber angespornt, fuhren die beiden Kutscher wie toll darauf los und erreichten nach einem schönen Endlumpf zu gleicher Zeit den Vorhof des Palastes. Wie Schnellläufer stürmten die Herren Deputirten die Treppe hinauf, und als sie im Sitzungssaale ankamen, grinsten ihnen von ihrem gemeinsamen Plage das freundliche Gesicht des Herrn Gedde entgegen. Am wüthendsten war Macdonald, der am nächsten Tage mit Urlaub abreißen wollte und daher „seinen“ Platz noch gehörig auszunutzen gedachte, ehe er ihn der Deutegier seiner Rivalen überließ. Am siebenten Morgen durchmaß er schon um 7 Uhr mit langen Schritten die Wandelgänge des Parlaments. Aber alle seine Illusionen wurden gestört. Gibson Bowles hatte schon am Vorabend des bedeutungsvollen Tages seine Karte festgesteckt und schien thatsächlich eine vollständige Annexion des Plages im Sinne zu haben. Macdonald erzielte ja zwar einen „moralischen“ Sieg: er ließ durch den Sprecher entscheiden, daß Plätze nur für einen Tag, und zwar am Morgen dieses Tages, belegt werden dürfen. Aber seine Abreise hinderte ihn, diesen leider zu spät errungenen Sieg zu seinem Vortheile zu verwenden. —

## Theater.

—r. Schiller-Theater. „Die Dummen.“ Lustspiel in drei Akten von Guinon und Denier, deutsch von Otto Brandes. Wie kommt Saul unter die Propheten? kann man fragen. Ein Stück, das ganz und gar nicht in die Schablone des Schiller-Theaters hineinpaßt. Glatter, gefälliger Dialog, witzige Pointen, und wie die guten Eigenschaften einer französischen Komödie sonst noch heißen, alles das könnte noch hingehen. Aber das Lustspiel enthält mehr, es ist eine ganz grimmige Satire auf das, was man in der guten, geldverdienenden Gesellschaft als Respektabilität, als Ehre bezeichnet; Henri Vouardel ist ein junger Mann, der es sehr genau mit dem Ehrenpunkt nimmt. Er erfährt, daß sein väterliches Erbe theils auf nicht ganz reinliche Weise erworben ist, und beschließt im Einverständnis mit seiner braven Mutter, den Kindern des Mannes, der durch seinen Vater zu Grunde gerichtet worden, auf Heller und Pfennig gerecht zu werden. Diese edle That, die den gerechten Vouardel zum armen Mann macht, ruft in der guten Gesellschaft einen Eindruck hervor, etwa als wenn ein wohlbestallter Hofsprenger aus irgend welchen religiösen Strupeln den Einfall kriegte, sich von Heuschrecken und wildem Honig zu nähren. Henri verliert seine Braut; der gerissene Schwiegervater verpuppelt sie an einen noch gerisseneren Geschäftsfreund. Alle Leiden des Delfassirten lasten auf dem Edlen; ja noch mehr, man betrachtete ihn nach vollbrachter Ehrenrettung als einen Menschen, der gewissermaßen mit einem moralischen Defekt behaftet ist. Aber siehe, die Roth läutert den guten Henri. Als Mutter und Sohn nichts mehr zu essen haben, gehen sie zerknirscht zum gerissenen Schwiegervater, und dieser ist edelmüthig genug, dem Dummen eine lärglich beholdete Vertrauensstellung hinzuwerfen. Natürlich macht der Gerissene auch mit solcher Rettungsthat noch ein Geschäft. Henri muß ein dem Alten zur Last gefallenes Aschenputtel heirathen, und zieht mit diesem von dannen, hoffentlich um sich, durch das Unglück geläutert, für sein späteres Leben die Grundzüge, guter bürgerlicher Respektabilität anzueignen.

Es ist begreiflich, daß die Darstellung im Schiller-Theater bei einer so feinen Arbeit nicht überall auf der Höhe war. Volles Lob verdient Herr Winterstein, der den Henri schlicht und verständig gab. Das unvergleichliche Familienpublikum des Schiller-Theaters nahm die kunstvolle Gabe ziemlich kühligen Herzens entgegen. Was soll es auch groß damit anfangen? —

## Erziehung und Unterricht.

— Das Handarbeitslehrer-Seminar zu Råås. In Råås bei Gothenburg ist vor kurzem der Schöpfer des dortigen weltbekannten Seminars zur Ausbildung von Lehrern für den Handfertigkeitsunterricht, August Abrahamson, gestorben. Seit einer Reihe von Jahren besuchen zahlreiche Volksschul-Lehrer und Lehrerinnen aus allen europäischen Ländern, selbst aus fernen Erdtheilen das Seminar zu Råås in Schweden, das die Wiege und Musteranstalt des systematisch betriebenen Handfertigkeitsunterrichts ist. Das gegenwärtige berühmte Seminar ist aus den Handfertigkeitschulen hervorgegangen, die Abrahamson auf seiner Besichtigung Råås ins Leben rief. Wenige Jahre nach dieser Gründung, 1875, eröffnete er neben den Knaben- und Mädchenschulen eine Abtheilung für Handfertigkeitslehrer, und aus dieser entwickelte sich das jetzige Seminar, das seinen Ruf dem Umstande verdankt, daß Abrahamson einen Mann an die Spitze stellte, der seiner Aufgabe gewachsen war. Dies war sein Neffe Otto Salomon, der den Handfertig-

Lehrunterricht systematisch begründete und seine pädagogischen Eigenschaften entwickelte. Auf diese Art ist das Seminar zu Nääs inzwischen eine Lehranstalt von internationaler Bedeutung geworden, und zahlreiche Schüler haben die hier gelehrt Methode über die Welt verbreitet. Der praktische Handfertigkeitunterricht umfasst wesentlich Holzarbeiten, wobei Grundsatz ist, daß möglichst einfache Werkzeuge zur Anwendung kommen, wie sie im gewöhnlichen Leben zur Verfügung stehen. Außerdem enthält der Unterrichtsplan Vorlesungen über pädagogische Gegenstände, Zeichnen und Turnen. Der Unterricht ist frei, ebenso stehen allen Teilnehmern Materialien und Werkzeuge und einigen siebenzig Teilnehmern auch freie Wohnungen zur Verfügung. Für die vier täglichen Mahlzeiten, die in den Speisefälen der Anstalt eingenommen werden, sind für die Dauer eines Kursus, sechs Wochen, etwa 52 M. zu bezahlen. Die fertigen Arbeiten dagegen werden Eigentum der Teilnehmer und können später von ihnen beim Unterrichten als Anschauungsmaterial benutzt werden. Der Stifter hat das Seminar mit einem solchen Kapital ausgestattet, daß der Bestand gesichert ist. —

**Aus dem Gebiet der Chemie.**

ss. Ueber die Verflüssigung des Wasserstoffs, die schon kurz gemeldet wurde, erfahren wir heute noch folgendes: Das Wesentliche an den Experimenten, die Professor James Dewar am 10. d. M. der Royal Institution in London vorführte, liegt darin, daß mittels des neuen Verfahrens das Gas in erheblicher Menge in flüssigen Zustand übergeführt werden kann. Bisher hat der Wasserstoff, dieser Grundstoff im System der Elemente, allen Versuchen der Verflüssigung widerstanden, und eine große Zahl von Theorien über diese merkwürdige Eigenschaft ist aufgestellt worden, die nur mit einem Male über den Haufen geworfen werden. Die Folgen dieser Entdeckung für die physikalische Chemie sowohl wie für die etwaige Erzeugung noch tieferer Temperaturen, als man sie bisher mit flüssiger Luft, flüssigem Sauerstoff etc. erhalten konnte, lassen sich noch garnicht absehen. Zu gleicher Zeit ist es Dewar aber auch gelungen, das Helium zu verflüssigen, und zwar mittels der Temperatur von flüssigem Wasserstoff. Dieser Doppelerfolg ist ein Ereigniß von seltener Bedeutung in dem an Entdeckungen so reichen Schlusse unseres Jahrhunderts, dem auch das Helium sich bisher durch keines der bekannten Verfahren in flüssigen Zustand bringen, trotzdem die bedeutendsten Forscher (Mansfeld, Moisson, Dewar, Aszewski) beinahe seit so langer Zeit daran arbeiteten, wie das Helium überhaupt auf der Erde bekannt ist. Flüssiger Wasserstoff und flüssiges Helium wird man den Physikern ein neues Mittel zu noch großartigen Experimenten an die Hand geben, als sie sich mit flüssigem Sauerstoff, flüssiger Luft und flüssigem Fluor durchführen ließen. —

**Astronomisches.**

— Die Frage, ob der Mond eine Atmosphäre besitzt wie unsere Erde, ist bisher verneint worden. Die scharfen Schatten, welche die Mondgebirge bei tiefem Sonnenstande werfen, das plötzliche Auslöschen der Sterne, wenn der Mond über sie hinwegzieht, ohne daß das Aussehen der Sterne bei der Annäherung des Mondrandes eine Veränderung erleidet, und die stets gleichmäßige Ansicht der Mondlandschaften, die nicht die geringste atmosphärische Trübung erkennen lassen, sprachen sicher gegen das Vorhandensein einer Luftschicht oder von Wasserdampf auf unserem Weltennachbar. Ja, selbst die Untersuchung des Spektrums des Mondlichtes ließ nicht die geringste atmosphärische Wirkung erkennen. Da der an sich dunkle Mond nur in reflektirtem Sonnenlicht leuchtet, so könnte sich das Spektrum des Mondes von dem der Sonne nur durch atmosphärische Absorption vom Sonnenspektrum unterscheiden; allein es ist nicht der geringste Unterschied in den Spektren dieser beiden für uns wichtigsten Himmelskörper zu bemerken, und man hat daher das Vorhandensein einer Mondatmosphäre gesehnet. Jetzt hat nun der Amerikaner Comstock gefunden, daß sich die Entfernung zweier benachbarter Sterne, sobald sie sich dem dunklen Mondrande nähern, um 1/300 Bogensekunde ändert. Dieser Einfluß ist nur einer Strahlenbrechung auf dem Monde zuzuschreiben, die eine Dichtigkeit von 1/5000 von der unserer Erdatmosphäre haben muß. Ohne Zweifel werden fortgesetzte Beobachtungen diesen Werth noch genauer und sicherer erkennen lassen, aber daß der Mond wirklich eine Atmosphäre besitzt, die freilich überaus dünn ist als die unsere, scheint sich zu bestätigen, da auch der Astronom Widing auf diesem Wege zu demselben Ergebnis gelangt ist. —

**Technisches.**

— Eine neue Art der drahtlosen Telegraphie. Bei der vor Jahresfrist bekannt gewordenen Marconi'schen Telegraphie ohne Draht werden elektrische Strahlen zur Uebertragung der telegraphischen Zeichen benutzt. Ein Mangel der Marconi'schen Telegraphie liegt darin, daß die von dem Strahlenapparate und dem Sendedraht ausgehenden elektrischen Strahlen sich nach allen Richtungen des Raumes fortpflanzen, wodurch jeder Empfangsapparat, der sich innerhalb des Wirkungsbereiches dieser Strahlen befindet, von diesen getroffen und bei geeigneter Empfindlichkeit angesprochen wird, weshalb also ein Auffangen (Mithören oder Mitlesen) des Telegramms leicht möglich ist. Karl Zidler, Professor der Elektrotechnik an der technischen Hochschule in Brünn, hat nun, wie die „Neue Freie Presse“ mittheilt, eine neue Art der

drahtlosen Telegraphie erfunden, welche frei von diesem Uebelstande ist. Es werden dabei an Stelle der elektrischen Strahlen Lichtstrahlen zur Uebertragung der Zeichen verwendet, welche letztere leicht nur nach einer bestimmten Richtung ausgesendet werden können. An der Empfangsstation erfolgt durch die Auslösung von schwachen elektrischen Wellen, wodurch die Aufnahme bleibender Zeichen z. B. mit Hilfe eines Morse-Apparates ermöglicht wird. Bemerkenswerth ist noch, daß diese lichtelektrische Telegraphie ohne Draht auch zur Nachtzeit keine Spur der Zeichengebung an dem Strahlengange erkennen läßt. Die von Professor Zidler bisher durchgeführten Versuche, welche durch die dabei verfügbar gewesenen Mittel und Entfernungen auf eine Distanz von 200 Metern beschränkt waren, lassen die Bewältigung von viel größeren Entfernungen mit Sicherheit erwarten, und der Erfinder beabsichtigt, in nächster Zeit Versuche im großen mit Hilfe von Scheinverfern auszuführen. —

**Humoristisches.**

— Zwischen zwei Kennen. Baronin: „Nach meiner Beobachtung sind die Frauen der Parvenus meist noch profliger als die Männer.“

Kommerzienrath: „Mag sein. — Aber meine Sidonie macht 'ne Ausnahme.“

— Uebertroffen. A.: „Gestern hab' ich in dem Spiritistischen Verein einem sogenannten Tischruden beigewohnt.“

B.: „Das ist garnichts! Ich war schon mal dabei, wie Einer mit allen seinen Möbeln gerückt ist.“ — („Luft. Bl.)

**Vermischtes vom Tage.**

y. Unter dem Rehwildstande im braunschweigischen Sollinge wüthet eine Seuche, der viele Thiere erliegen. In einem einzigen Begaunge des Forstamtes Holzminde sind gegen 40 eingegangene Nehe aufgefunden worden. —

y. In Wederkesja (Prov. Hannover) wollte eine Frau nach Barstadt zur Hochzeit fahren. Unterwegs ging die Deichsel aus dem Wagen, der Wagen lief in die Better und schlug um. Die Frau kam unter dem Wagen zu liegen und erkrankt. —

— Ein Knecht in Bangern vergiftete sich mit seiner Frau und seinen zwei Kindern durch Streichholzchenluppen, die er abschabte und ins Essen warf. —

— Die „Gnesener Zeitung“ bringt in ihrer Sonntagsnummer folgende Anzeige: „Meine Frau Bertha, geborene B. . ., ist mir vor vier Wochen verloren gegangen; wer sie findet, kann sie für immer behalten und erhält noch eine Abfindungssumme von 500 M. R., den 13. Mai 1893. Julius R. . ., Ziegeleibesitzer.“ —

— In Rengersdorf (Schlesien) machte ein elfjähriger Schulknabe seinem Leben durch Erhängen ein Ende. —

— Beim Rosenthalberge in Leipzig sprang ein 16jähriges Mädchen in die Elster. Ein Badträger veruchte sie zu retten, fand dabei aber selbst seinen Tod im Wasser, während das Mädchen von einem Badfahrer gerettet wurde. —

— Ein Getreideschuppen mit großen Strohvorräthen brannte in der Nacht bei der Stadt Kreuznach nieder. In den Trümmern fand man die verkohlte Leiche eines Unbelamten, der darin übernachtet hatte. —

— Eine Gondel mit 3 Insassen geriet in Konstanz unter die Schaufelräder eines Berganigungs dampfers. Nur eine von den drei Personen konnte gerettet werden. —

— In einem Hotel in Pilsen erschöß sich ein aus Prag zugereistes Liebespaar. —

— Ende Mai wird mit Zustimmung des Königs in Turin eine Ausstellung des in der Grufkapelle des Hauses Savoyen im Turiner Dome aufbewahrten „Sudario“, d. h. des Linnentuches, in welchem der Körper Christi eingehüllt gewesen sein soll, stattfinden. Eine Million Pilger soll bereits angefragt sein. —

— In Malkin, einer Station der Weichselbahn, wurde der Stationskassirer, seine Frau und seine zwei Töchter mit Arthieben ermordet, ein junger Sohn durch Messerliche tödtlich verwundet. Die Mörder hatten in der Kasse größere Geldsummen vermuthet. —

— Ein goldener Verlobungsring, der oberhalb des Fußknöchels getragen wird, ist das neueste Schmuckstück der „eleganten“ Welt in New-York. Er ist mit einem kleinen Schloß versehen, zu dem der Bräutigam allein den Schlüssel besitzt. —

— Ein heftiger Orkan hat in Vima und Limor, östlich von Jaba, viele Häuser umgeworfen und viele hundert Menschen getödtet. —

— Die deutschen Marinejoldaten fanden, als sie die ziemlich weit im Inlande gelegene chinesische Stadt Tsimo besetzten, in den Kaufläden deutsche Biere und — chinesische Tische, die in Deutschland hergestellt war. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 22. Mai.